

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 60 (2004)
Heft: 4

Artikel: Sah ein Japaner ein Röslein stehn...
Autor: Ammon, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sah ein Japaner ein Röslein stehn ...

Früher tonangebend, heute auf Platz drei:

Warum unsere Sprache international an Bedeutung verloren hat

Von Ulrich Ammon

«Antibiotika brauchen Sie nicht; das Mittel lindert etwas.» – «Woher können Sie so gut Deutsch?», will ich von dem Arzt in Soka bei Tokio wissen, als er mir das Hustenrezept überreicht. «Wir älteren Ärzte haben grossteils in Deutschland studiert. Kommen Sie, schauen Sie!» Er beäugt mich verschmitzt, als ich die Karteikarten, die er mir aus einer Holzkiste reicht, entziffere: Gesichtsoedem ... Appetitlosigkeit ... Mundhöhle weisslich (japanischdeutsch mundhöre) usw. «Bis vor kurzem haben die japanischen Ärzte ihre Krankenkarteien in deutscher Sprache geführt. Wir kannten gar keine andere Terminologie.» Ich begriff: Die vorliegenden *karuten* (ärztliche Patientenkarten), ein Lehnwort aus dem Deutschen (Karte), waren ein Relikt aus den Glanzzeiten der deutschen Sprache. Sie waren inzwischen, wie sich herausstellte, ersetzt durch den Computer, in dem zeitgemäss Japanisch anstelle des Deutschen getreten war.

Bei aufmerksamer Beobachtung lassen sich manchenorts Spuren aus einer Zeit beobachten, in der Deutsch Weltwissenschaftssprache war, gleichrangig mit Englisch und Französisch, teilweise sogar wichtiger. In Medizin und Biologie, schreibt der britische Biologe und Wissenschaftshistoriker Theodore Savory, konnte in der Spitzenforschung nur mitspielen, wer mindestens Lesefähigkeiten im Deutschen besass. Dasselbe galt für Chemie, Physik und diverse andere Disziplinen.

Jedoch waren Deutschkenntnisse nicht aufs Lesen beschränkt: Vielerorts wurde deutsch publiziert, existierten Periodika wie – um bei der Heilkunde zu bleiben – die «Pharmaceutische Zeitschrift für Russland» oder das «Archiv für Japanische Chirurgie». Weltweit erschien mehr wissenschaftliche Literatur auf Deutsch als auf Englisch, und erst recht als auf Französisch.

Savory spricht vom ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Damals gewannen die deutschsprachigen Länder mehr naturwissenschaftliche Nobelpreise als Grossbritannien und die USA zusammen. Die Grundlage für die Weltgeltung der

Sprache bildete die Spitzenstellung Deutschlands in der Forschung. Seit der Reichsgründung erblühten die Universitäten infolge Humboldt'scher Reform, wirtschaftlichen Aufschwungs und gezielter Förderung. Allerdings war schon der Erste Weltkrieg wachstumsstörend, und danach fehlten die Ressourcen. Nationalsozialismus, Demontage deutscher Wissenschaft und Zweiter Weltkrieg führten dann abwärts: bei Universitäten und Stellung der Sprache gleichermaßen.

Heute ist Deutsch nur noch relikthaft internationale Wissenschaftssprache. Der Anteil an den naturwissenschaftlichen Publikationen lag 1996 bei 1,2 Prozent (Englisch 90,7). Zu entnehmen ist das bibliographischen Datenbanken, die, früher vorwiegend deutsch, jetzt angelsächsisch sind. «Chemisches Zentralblatt» oder «Physikalische Berichte» wurden geschluckt oder verdrängt durch «Chemical Abstracts» beziehungsweise «Physics Abstracts».

Etwas besser hält sich Deutsch in den angewandten und den Sozialwissenschaften; aber nur in geisteswissenschaftlichen Nischenfächern spielt es noch eine internationale Rolle: Archäologie, klassische Philologie, Philosophie, Theologie, Musikwissenschaft. Sonst müssen deutschsprachige Wissenschaftler in Englisch publizieren und vortragen, um international zur Kenntnis genommen zu werden. In einigen Fächern zwingt sich Englisch schon in die deutsche Hochschullehre.

Das Image vom Volk der Denker ist getrübt, auch das von den Dichtern, geschaffen durch Madame de Staël in der Romantik. Deutschsprachige Belletristik weckt auswärts nur bei Experten Aufmerksamkeit. Der Anteil an Literaturnobelpreisen ist geschrumpft: von sechs in den ersten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts auf drei in den letzten (Böll, Canetti, Grass). Deutsch gilt vielerorts als wenig wohlklingend, guttural, und als schwierig, wobei sich oft Deutsche gegenüber anderen in der Schwierigkeit eigener Sprache sonnen.

Indes lebt deutsche Literatur fort in unerwarteten Textsorten. Beispiele sind die Volkslieder, mit denen koreanische oder japanische Geschäftsleute ihre deutschen Partner in Verlegenheit bringen, die poplarmusikalisch wie auch sonst amerikanisiert sind. Gebildete Japaner oder Koreaner können Heideröslin, Lindenbaum usw. textgetreu singen. Die Volksliedtradition webt noch in 700 deutschen Chören ausserhalb deutschen Sprachgebiets, 180 allein in Brasilien. In Deutschland selber ist Poplarmusik anglo-amerikanisiert, auch sprachlich; die deutschsprachige Musik sendenden vierten Programme der Rundfunkstationen gelten als Refugium Zurückgebliebener.

Viele Germanisten und Deutschlernende im Ausland fragen, wozu sie die Sprache Goethes brauchen. Der Dichterfürst selbst meinte noch, dass einer (wegen des Reichtums der Literatur) viele andere Sprachen entbehren kann, wenn er ... das Deutsche gut versteht. Die Begründung sucht man heute eher in der Wirtschaft. Immerhin rangiert die deutsche Sprachgemeinschaft nach dem Bruttosozialprodukt an dritter Stelle (hinter Englisch und Japanisch), nach dem Anteil am Welthandel sogar an zweiter (hinter Englisch). Wer den deutschsprachigen Markt erschliessen will, benötigt Deutschkenntnisse, warb unermüdlich der vormalige Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes, Barthold Witte. Der Präsident des koreanischen Germanistenverbandes, Chong Si Ho, formulierte indes für eine Firma seines Landes dreimal Briefe an deutsche Geschäftspartner. Nachdem jeweils in Englisch geantwortet wurde, sperrte man sich von koreanischer Seite nicht länger.

Legion ist die Zahl von Stellenbewerbern im Ausland, die sich Deutsch als Zusatzqualifikation erbüffelten, um von deutschen Firmen abgefertigt zu werden: Allein Englischkenntnisse zählten. Für Global Players scheint eine einzige Geschäftssprache, Englisch, effektiver. Dabei werden Firmenkultur und Mitarbeiterloyalität, die durch Pflege der Sprache des Mutterlandes gedeihen, vernachlässigt. Japanische oder französische Firmen sind sich dessen bewusst und denken dabei wirtschaftlich.

Kleinere Firmen, die bilaterale Kontakte pflegen, nutzen eher Deutsch als Geschäftssprache. Dies lässt sich in Osteuropa beobachten, wo grosse Betriebe dem Englischen zuneigen, während kleine das Deutsche vorziehen. Noch üppiger spriesst die deutsche Sprache auf den kleinsten Wirtschaftseinheiten: den Individuen, die Verbindung suchen zu den wohlhabenden mitteleuropäischen Ländern: Einmannbetriebe, Arbeitsmigranten und -immigranten (Gastarbeiter), im Tourismus Tätige.

In den europäischen Nachbarländern haben Millionen, niemand weiss wie viele, Deutsch durch Kontakt und im Selbststudium gelernt, zwar oft unvollkommen, aber Deutsch allemal. Nur kurzsichtige Deutsche sehen dies abschätzig. Es ist eine gewichtige Komponente der internationalen Stellung der deutschen Sprache.

Ihr Schwerpunkt liegt in Europa. In der EU hat Deutsch mehr Muttersprachler als jede andere Sprache: 90 Mio. (Französisch 64, Englisch 62, Italienisch 57, Spanisch 40). Dagegen haben Englisch und Spanisch viel mehr Sprecher in Übersee, vor allem Nord- bzw. Lateinamerika. Rund ein Drittel der EU-Bevölkerung spricht Deutsch (31 Prozent, einschliesslich Fremdsprachlern); nur Eng-

lisch können mehr (41, Französisch 29). Das Bruttosozialprodukt der Deutschsprachigen in der EU (Muttersprachler) übertrifft andere im Verhältnis von 4,6 : 3 (Französisch) : 2,4 (Englisch) : 2,3 (Italienisch) : 1 (Spanisch). Deutsch ist auch in mehr EU-Ländern Amtssprache als andere Sprachen, nämlich in fünf (Deutschland, Österreich, Luxemburg – ko-offiziell –, Belgien, Italien – regional), im Vergleich zu Französisch (4), Englisch (2), Italienisch und Spanisch (je 1). Im EU-Parlament sitzen mehr Abgeordnete deutscher als irgendeiner anderen Zunge.

Dennoch spielt Deutsch in den EU-Institutionen nur die dritte Geige, hinter Englisch und Französisch. Der Sprachenstreit mit Finnland erhellt den prekären Status als Arbeitssprache, der für Englisch und Französisch unstrittig ist. Aus den elf EU-Amtssprachen heben sich bevorzugte Arbeitssprachen immer deutlicher heraus. Ob Deutsch dazugehört, ist für seine internationale Stellung hoch wichtig. Offenbar erfasst die deutsche Regierung erstmals die Lage. Länder wie Finnland hatten Deutsch schon abgeschrieben: Seit dem EU-Beitritt wird dort das Französischlernen gefördert, zu Lasten von Deutsch. Englisch ist sowieso erste Fremdsprache.

Entsprechende Entwicklungen sind für Osteuropa zu gewärtigen, wo man an den Schulen Deutsch noch dem Französischen vorzieht (11,4 : 6,7 Mio.). Der Fernsehjournalist Franz Stark hat belegt, dass osteuropäischen Emissären in den EU-Institutionen Deutschsprechen verwehrt und ungewohntes Französisch oder Englisch abverlangt wurde. Da der Arbeitssprachestatus für die Mutterländer vorteilhaft ist (Benutzung eigener Sprache, erleichterte wirtschaftliche und kulturelle Kontakte), sollten sie zum Ausgleich für die Kosten der Sprachdienste aufkommen.

Noch ist Deutsch die dritt- oder vierthäufigst gelernte Fremdsprache der Welt, etwa pari passu mit Spanisch, wenn auch weit hinter Englisch und hinter Französisch. Es ist Schulfremdsprache, meist Wahlfach, in rund 100 Ländern. Allerdings sind die Lernerzahlen (derzeit an Schulen 15 Mio.) langfristig rückläufig. Der grösste Rückschlag im Verlauf des Jahrhunderts kam im Ersten Weltkrieg, als es in den USA von der meistgelernten Fremdsprache abrupt weit hinter Französisch und Spanisch zurückgestuft wurde und auf Dauer dort blieb. Im pazifischen Raum haben es neuerdings Japanisch, zum Teil auch Chinesisch, überflügelt. Die stärkste Stellung hat es in Osteuropa, allerdings heute auch hinter dem weltweit führenden Englisch, das in wissenschaftlicher und globaler Kommunikation dominiert.

Deutsch bleibt wichtige Fremd- und auch Internationalsprache, solange die deutschsprachigen Länder wirtschaftlich und technologisch vorne mitspielen. Sein Anteil im Internet ist neuerdings gegenüber dem Englischen gestiegen. Die gestörte nationale Identität der Deutschen, Folge von Holocaust und neuerer Geschichte, erschwert den ausgewogenen Umgang mit der eigenen Sprache. Sie pendeln zwischen Hintanstellung eigener Sprachinteressen, bedingungsloser Anpassung und gelegentlichem ruppigem Aufbegehren. Die Zeit bringt hoffentlich eine bessere Balance selbstverständlicher Verwendung, auch Förderung der eigenen und Respektierung anderer Sprachen, einschliesslich besonderer Rücksicht auf kleine Sprachgemeinschaften.

(Der Aufsatz ist zuerst in «Die Welt», Hamburg, erschienen.)